Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 54 (1971)
Heft: 3

Artikel: Diderots Tod
Autor: Ohnemus, Werner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-411903

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Brief an eine Katholikin

Sie schreiben mir, liebe Frau K., meine Tätigkeit als religionskritischer Publizist mache Sie traurig. «Könnte man heute», so fragen Sie, «wo die Welt im argen liegt, nicht aufbauender wirken?» Liegt die Welt, so frage ich zurück, nicht hauptsächlich darum im argen, weil die meisten Menschen immer noch an «Wahrheiten» glauben, die im Lichte der Erfahrung und der Vernunft keinen Bestand haben und eine von Grund auf vernünftige Regelung des Gesellschaftslebens verhindern? Und ich meine, dass die rücksichtsloseste Kritik, wenn sie Falsches bekämpft, aufbauender wirkt als die schönste Erbauungspredigt, die dem Menschen trügerische Hoffnungen einflösst.

Eine Erbauungspredigt halten Sie mir zwar nicht, jedoch rufen Sie mir einen in allen Kirchen vielbenützten Predigttext in Erinnerung, das Jesuswort Matth. 24, 35: «Der Himmel und die Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.» Dürfen wir darauf unsere Hoffnung setzen? Die von dogmatischen Fesseln unbelasteten Bibelwissenschafter sind der Ansicht, es sei ungewiss, welche der Worte Jesu, die in den Evangelien stehen, von ihm selber gesprochen und welche von den Evangelisten oder ihren Gewährsmännern als Ausdruck urchristlichen Gemeindeglaubens erdichtet worden sind. Ist man geneigt, wesentliche Stücke als echte Reden Jesu anzusehen, so können sie doch inhaltlich nicht so überzeugen, dass der von Ihnen zitierte Spruch ebenfalls überzeugte. Zum Teil haben sie mythischen Inhalt, dem der heutige Mensch mit Recht den Glauben verweigert. Gerade die dem zitierten Selbstzeugnis vorausgehende Prophezeiung, das damalige Geschlecht werde das Weltende erleben, hat sich nicht erfüllt. Wie sollten da die sonstigen prophetischen Reden Jesu glaubwürdig sein? Seine Sittenlehren sind nicht durchwegs sein geistiges Eigentum; manches davon kommt im Alten Testament und in nichtjüdischen alten Schriften vor. Einiges, vor allem das Liebesgebot, ist wohl vernunftmässig gut, wenn auch an den mythischen Hintergrund gebunden. Anderes überfordert und verwirrt den in naturbedingten Verhältnissen lebenden Menschen; so besonders die Weisungen, wie die Kinder zu werden und nicht für den folgenden Tag zu sorgen. Von einer Ueberwindung der Naturgesetze durch bergeversetzenden Glauben berichten zwar die Autoren der Bibel und der Heiligenlegende, der heutige Mensch aber merkt nichts davon und hat Ursache, jenen Berichten zu misstrauen.

Ich werde mich, sagen Sie mir voraus, als Kirchenkritiker nur wundreiben, ohne den Block der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen «auch nur um einen Millimeter verschieben zu können». Verschiebungen um beträchtlich mehr als einen Millimeter sind ohne mein Zutun vom Zweiten Vatikanischen Konzil und durch seitherige kirchliche Entscheidungen vollzogen worden. Oder ist es Ihnen nicht irgendwie sonderbar, «verschoben» oder «verrückt» vorgekommen, dass das während Jahrhunderten gültig gewesene Freitagsgebot auf einmal nicht mehr kirchliche Vorschrift war, dass Fleischessen am Freitag gestern Sünde — Beleidigung Gottes — war und es heute nicht mehr ist? Ein noch drastischeres Beispiel der Veränderung ist die vom Konzil beschlossene Entlastung der heutigen Juden von der Anklage, das verworfene Volk der Gottesmörder zu sein. Eine begrüssenswerte Entscheidung! Bedenkt man aber, dass die Werke der als Heilige hochverehrten Kirchenväter die ärgsten Beschimpfungen und Verdammungen der Juden enthalten, dass die römisch-katholische Kirche mit ihrer Gottesmord-These anderthalb Jahrtausende lang die Entrechtung der Juden sanktioniert und den Judenhass genährt hat, so muss man sich wohl fragen: Wie kann sich eine solche Kirche noch als unfehlbar ausgeben? Ihre Fehlentscheidungen betreffend Juden, Ketzer und «Hexen» sind schuld an millionenfachem Justizmord und sonstigem Verbrechen. In dem Buch «Gottes erste Liebe» zeigt der katholische Historiker Friedrich Heer auf siebenhundert Seiten, dass Hitlers «Endlösung der Judenfrage» ohne die geschichtliche Vorarbeit der Kirchen (auch der protestantischen) unmöglich gewesen wäre. Als Frau sollte es Sie ferner interessieren, was die massgebenden Lehrer der Christenheit seit Paulus über die Minderwertigkeit des weiblichen Geschlechts doziert haben. Auch in dieser Frage scheint die unfehlbare Kirche umlernen zu wollen. Aber sie wird dadurch nicht glaubwürdiger. Um die Behauptung der eigenen Unfehlbarkeit nicht weltöffentlich ad absurdum führen zu müssen, gibt sie von früheren, falschen Lehren immer nur gerade soviel preis, wie sie angesichts der wachsenden Aufklärungskräfte muss, und widerruft sie nicht, sondern sucht sie zu vertuschen.

Wenn ich nicht umkehre, erklären Sie schliesslich, werde ich nie den Frieden erreichen, den die Welt nicht geben kann. Allein ich begreife nicht, wie man einen überweltlichen Frieden geniessen soll, solange die Welt, in der wir leben müssen, immer wieder durch mörderischen Unfrieden verdüstert wird. Die religiösen Lehren sind ja, wie angedeutet, keineswegs geeignet, dem Uebel abzuhelfen, im Gegenteil. Ich könnte Ihnen ausser dem Werk von Heer noch eine Anzahl anderer Bücher nennen, die den Nachweis leisten, dass die Religionen hauptsächlich Unfrieden in die Welt gebracht haben. Ihr Seelsorger würde aber solches Studium nicht billigen, und ich selber möchte es Ihnen nicht zumuten, da es Sie nicht erfreuen könnte. Immerhin mögen Ihnen diese Zeilen verständlich gemacht haben, dass es für einige Leute Gründe gibt, sich auf ein so unerfreuliches Studium einzulassen.

Mit freundlichen Grüssen
Robert Mächler

Diderots Tod

«Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum; wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister, und deren sind Legionen.»

Mit diesem Wort bekundete Goethe, wie sehr er die universale Bedeutung und das vielgestaltige Wesen Diderots erkannte. Diderot war Philosoph, Romantiker, Pamphletist, Dramatiker, Briefschreiber und Herausgeber; vor allem aber war er, bei einem höchst geselligen Wesen, der personifizierte Dialog. Sass er im Kreise Gleichgesinnter, so sprühte er von Geist, Witz und Humor, ja auch Humor, der Diderot im Unterschied zu seinen Pariser Zeitgenossen in hohem Masse immanent war. Mit einem Wort: ein Ingenium von allergrösstem Stil!

Diderot gab immer mehr als er nahm, und zwar in geistiger wie in finanzieller Hinsicht. So wie er jederzeit das unerschöpfliche Füllhorn seiner Ideen verschwenderisch ausschüttete, so fanden seine bedürftigen Freunde und Be-

kannten immer eine offene Hand bei ihm. Diderots Verhältnis zum Geld war durchaus indifferent, so dass er wahrscheinlich der einzige Schriftsteller war, den selbst ausgesprochen schlechte Honorare völlig kalt liessen. Dabei lebte er in eher dürftigen Verhältnissen. Als Voltaire, indigniert über Diderots Bescheidenheit, immer wieder in ihn drang, die Enzyklopädie im Ausland herauszubringen, erklärte er auf dessen Einwand, dass er nun eben einmal Verpflichtungen gegenüber seinen Verlegern hätte: «Wie! Solche Leute haben bei uns, den Autoren, im Vorzimmer zu warten! Und was soll denn ein solches Bettelhonorar von 20 000 Francs heissen für eine Arbeit von 20 Jahren! 200 000 wären das mindeste, was Sie, lieber Diderot, hier in der Schweiz bekommen müssten!» Und damit hatte er recht.

Doch Diderot war eben Diderot. Ohne sich jemals um Mäzene zu bemühen (wenn wir von der späteren Gunst Katharinas II. absehen wollen, die mit unübertrefflichem Takt Diderot stets ihre Unterstützung zukommen liess), was damals unumgänglich für einen Schriftsteller war, ging er ganz auf sich allein gestellt seinen unerschrockenen Weg, eine erstaunliche Gestalt voll menschlicher Wärme und gutherzigem Charakter! Und so schrieb selbst ein Rousseau in seiner «Beichte»: «Wenn erst ein paar Jahrhunderte dazwischenliegen, wird Diderot als eine gewaltige Gestalt erscheinen. Man wird auf diesen universalen Geist mit einer Mischung aus Bewunderung und Staunen zurückblicken wie wir heute auf Platon und Aristoteles.» Und Will Durant, dem auch nicht gerade besondere Sympathie für Diderot nachzusagen ist, kommt nicht umhin, die Formel zu gebrauchen: «Voltaire und Rousseau gleich Diderot; keiner von beiden konnte ihm verzeihen, dass er so viel von ihnen hatte und trotzdem er selbst und einzigartig blieb.»

Als Diderot hinter den Verrat seines Verlegers Le Breton kam, der seine Texte in den letzten Bänden der Enzyklopädie abänderte und verstümmelte, war er so gebrochen, dass er sich angewidert von den Verlegern abwandte und — mit Ausnahme seiner zahlreichen Beiträge in der «Korrespondenz» seines Freundes Melchior Grimm — nichts mehr veröffentlichte, so dass seine wichtigsten Werke erst nach seinem Tode erschienen.

Im Oktober 1774 kehrte Diderot von seiner beschwerlichen Reise nach Petersburg, zu der ihn Katharina II. eingeladen und wo er vom September 1773 bis Anfang März 1774 gefeierter Gast des Petersburger Hofes war, nach Paris zurück. In seiner Gesundheit merklich angeschlagen, zog er sich weitgehend von der Oeffentlichkeit zurück und hauste in seiner bescheidenen Wohnung im vierten Stockwerk in der rue Taranne, wobei er bald einmal Mühe hatte, zu seiner im fünften Stockwerk befindlichen Bibliothek zu gelangen. Gleichwohl sagte er richtig voraus, dass er noch «zehn Lebensjahre in seinem Sack» hätte.

Nachdem er 1778 noch sein Alterswerk, den «Essai über die Regierung des Claudius und Neros sowie über Senecas Leben und Schriften» geschrieben hatte, erkrankte er 1783 an Rippenfellentzündung, von der er aber wieder genas. Doch im Jahre 1784 wurde es kritisch, denn inzwischen hatten sich Nierenentzündung, Gallensteine und Lungenentzündung eingestellt.

Der Pfarrer von Saint-Sulpice, Jean de Tersac, der bereits bei Voltaire fruchtlos gewirkt hatte, versuchte nun sein Image bei Diderot zu retten. Er suchte ihn auf und drang in ihn, in die Kirche zurückzukehren. «Bedenken Sie auch», setzte er drohend hinzu, «dass Sie kein Begräbnis auf einem Friedhof haben können, wenn Sie die Sakramente nicht empfangen haben.»

Doch Diderot erwiderte indulgent und gelassen: «Ich verstehe Sie, Monsieur le Curé. Sie verweigerten Voltaire das Begräbnis, weil er nicht an die Göttlichkeit des Sohnes glaubte. Nun, wenn ich tot bin, möge man mich beerdigen, wo immer man will, doch ich erkläre, dass ich weder an den Vater noch an den Heiligen Geist noch an irgend jemand der Familie glaube.»

Kaum hatte Katharina II. durch Grimm von Diderots Erkrankung erfahren, als sie unverzüglich eine prächtige Wohnung in der rue de Richelieu für ihn besorgte. Etwa in der ersten Woche des Juli fand der Umzug statt, und Diderot lächelte resigniert, als er auf die neuen Möbelstücke blickte. Er wusste, dass er nur noch wenige Tage von ihnen Gebrauch machen konnte.

Am 30. Juli stand Diderot noch einmal auf und plauderte mit Freunden, wobei er als letztes Wort äusserte: «Der erste Schritt zur Philosophie muss Ungläubigkeit sein.»

Am 31. Juli 1784, nachdem er eben ein kräftiges Essen eingenommen hatte, erlitt er einen Anfall von Koronarthrombose, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und sank zusammen. Diderot war tot.

Sowohl Richard Friedenthal wie Will Durant behaupten, dass Diderots Leiche in der Kirche Saint-Roch beigesetzt wurde, was aber höchst unwahrscheinlich ist. Zudem bemerkt Friedenthal, dass der Sarg seltsamerweise später nicht mehr aufzufinden gewesen sei. Wahrscheinlich ist, dass Diderots Leiche irgendwo verscharrt wurde. Und dies geschah am vielleicht grössten Geiste Frankreichs! Werner Ohnemus

Was unsere Leser schreiben

Wie revolutionär sind die Hippies?

Es ist vollkommen natürlich, dass die junge Generation unzufrieden ist mit den jeweiligen Umständen, in die ihre Eltern sie versetzt haben, und dass sie nach jedem grossen Krieg die Bannerträger der Friedensbewegung sind. Diese Bewegungen waren in der Vergangenheit unzweifelhaft fortschrittlich; kann man aber dasselbe behaupten von den gegenwärtigen Strömungen, ob sie nun Beatniks, Hippies, Yippies oder sonstwie heissen? Sind sie nicht eher der krankhafte Ausdruck einer verfaulenden Gesellschaft?

Die Haarigen

Das 18. Jahrhundert, als Rousseau «Zurück zur Natur» predigte und romantische Träumer den «edlen Wilden» erfanden, war kein vorbildlich erstrebenswertes Zeitalter. Tiere und Barbaren müssen Haare und Krallen wachsen lassen, und die Kämpen im «Beowulf» und «Nibelungenlied» unterstützen auf diese Weise den Ausdruck gefährlicher Wildheit. Schopenhauer bemerkte bereits, dass Menschen auf tiefer Kulturstufe besondere Sorgfalt auf Bart- und Haartracht verwenden — wie es noch in gewissen Religionen vorgeschrieben ist —, d. h. dass die «Ungekämmtheit» der Wildheit umschlägt in eine Ueberbetonung in der Barbarei und dass Glattheit und Einfachheit die Merkmale der Kultur und Zivilisation sind. Und in «Parerga und Paralipomena» macht er den Ausspruch: «Der Bart als Geschlechtsmerkmal mitten im Gesicht getragen ist obszön.»

Dass grosse Geister wie Tennysson, Brahms, Marx und Engels sich dem